

Besinnliches zu »Marschkolonne oder Kreis«?

Der Autor ist Praemonstratenser Chorherr des Stifts Geras und war 1974–1997 Univ.-Professor für christliche Philosophie und Mystik sowie Vorstand des Instituts für Christliche Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. 1978–1983 war er Konsultor des Päpstlichen Sekretariats für die Nichtglaubenden. Seine Dissertation beschäftigt sich mit dem zur Liturgischen Bewegung gehörenden Theologen Romano Guardini. Zu seinen Forschungsgebieten gehören außerdem die Dialogphilosophie und die Daseinsanalyse. (Ed.)

Die Mitglieder meiner Generation waren im Dritten Reich per Reichsgesetz Mitglieder der Hitlerjugend. Auch ein späterer Papst war davon nicht ausgenommen. So kursierten nach der Wahl Kardinal Josef Ratzingers Fotos in HJ-Uniform in USA-Boulevard-Blättern, um ihn durch dieses biographische Detail herabzusetzen. Sie wussten freilich nichts von dem angesprochenen Gesetz und von den lebensbedrohlichen Sanktionen, die Gegner dieser totalitären Maßnahme (Kinder wie Eltern) zu erwarten hatten. Jeder Hitlerjunge musste lernen, in Marschkolonne zu marschieren und stillzustehen. Der Anführer der Kolonne ging ihr meistens voraus. Er war außer den begleitenden Unterführern der Einzige, der Etwas zu sagen hatte, und brüllte die Kommandos. Eine andere Art marschkolonnenartige Ausrichtung war uns katholischen Hitlerjungen bereits früher vertraut geworden: aus den liturgischen Versammlungen, an denen wir damals teilnahmen. Da gab es die Kniebänke für die »Gläubigen«, getrennt festgemacht für die Männer rechts und die Frauen links, in mehr oder weniger schmalen Langbauten, die beim Eintritt einen Weg zum Allerheiligsten suggerierten, aber doch nicht zur Gänze freigaben, denn dieses befand sich deutlich vom »normalen« Kirchenvolk getrennt im Presbyterium, das nur Privilegierte wie ich als männlicher Ministrant betreten durften.

Diese Tradition ist leider immer noch nicht ausgestorben. Ganz anders als es etwa für den Zentralbau der Berliner Hedwigs-Kathedrale vorgeschlagen und 2016 bewilligt wurde, findet sich die marschkolonnenartige Langbauausrichtung wieder in der im selben Jahr 2016 geweihten katholischen Sankt-Olav-Kathedrale in Trondheim. Das Neuerrichten solcher liturgischer Räume ist ein grober Anachronismus, der vermieden werden sollte,¹ doch kann man für die seit langem bestehenden und bis heute als Versammlungsort der Gläubigen dienenden Kirchen mit Marschkolonnenausrichtung sagen: Wo so viel horchend geschwiegen und aus der Tiefe gerufen wurde, da ist das Göttliche Gottes auch in besonderer Weise anwesend, selbst wenn die Raumgestaltung dieser Präsenz nicht optimal entspricht.

Längst vor der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils, die vielleicht mehr eine Liturgiekosmetik als eine Reform gewesen ist, kam für den Gottesdienst der Zentralbau mit elliptisch oder kreisförmig angeordneten Sitzen ins Gespräch und wurde zum Beispiel auf der Burg Rothenfels am Main, dem Zentrum der katholischen Jugendbewegung des Quickborn unter Romano Guardini, praktisch erprobt. Dazu dienten, wie ich selbst sehen konnte, schwarze Hocker, die unterschiedlich im Raum angeordnet werden konnten. Die Kreis- oder Halbkreisaufstellung machte den im Gottesdienst Zusammenkommenden auf eine ganz leiblich-anschauliche Weise klar: »Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen«, da heißt »in meinem Namen« nichts anderes als: »da bin ich in ihrer Mitte« (Mt 18,20) und es wird ihnen zuteil, worum sie Jesu Vater, der anwest im Himmel, bitten (vgl. 18,19). Der meist unklar und oberflächlich verstandene heilige »Name« ist ursprünglich ein im aktiven Sichzusprechen Gottes und in seiner Anrufbarkeit durch die Gläubigen gegenwärtiges Sichereignen des geoffenbarten und sich je aufs Neue ereignenden Anwesens Gottes² – im Fall der christlichen *ekklesia* der besondere Anwesenheitsraum, den die Gegenwart des Auferstandenen bildet, und in dem sich die zusammengerufenen Mitauferstandenen zum Gottesdienst versammeln. Ihnen wird mit-

¹ Vgl. dazu die ausführliche Begründung durch K. BAIER: Feiern.

² Zum Phänomen des Namens und Rufens vgl. A. K. WUCHERER-HULDENFELD: Erfahrung.

und füreinander anbetungswürdiges göttliches Leben zuteil, das sie mit- und füreinander dankbar – eucharistisch – feiern dürfen.

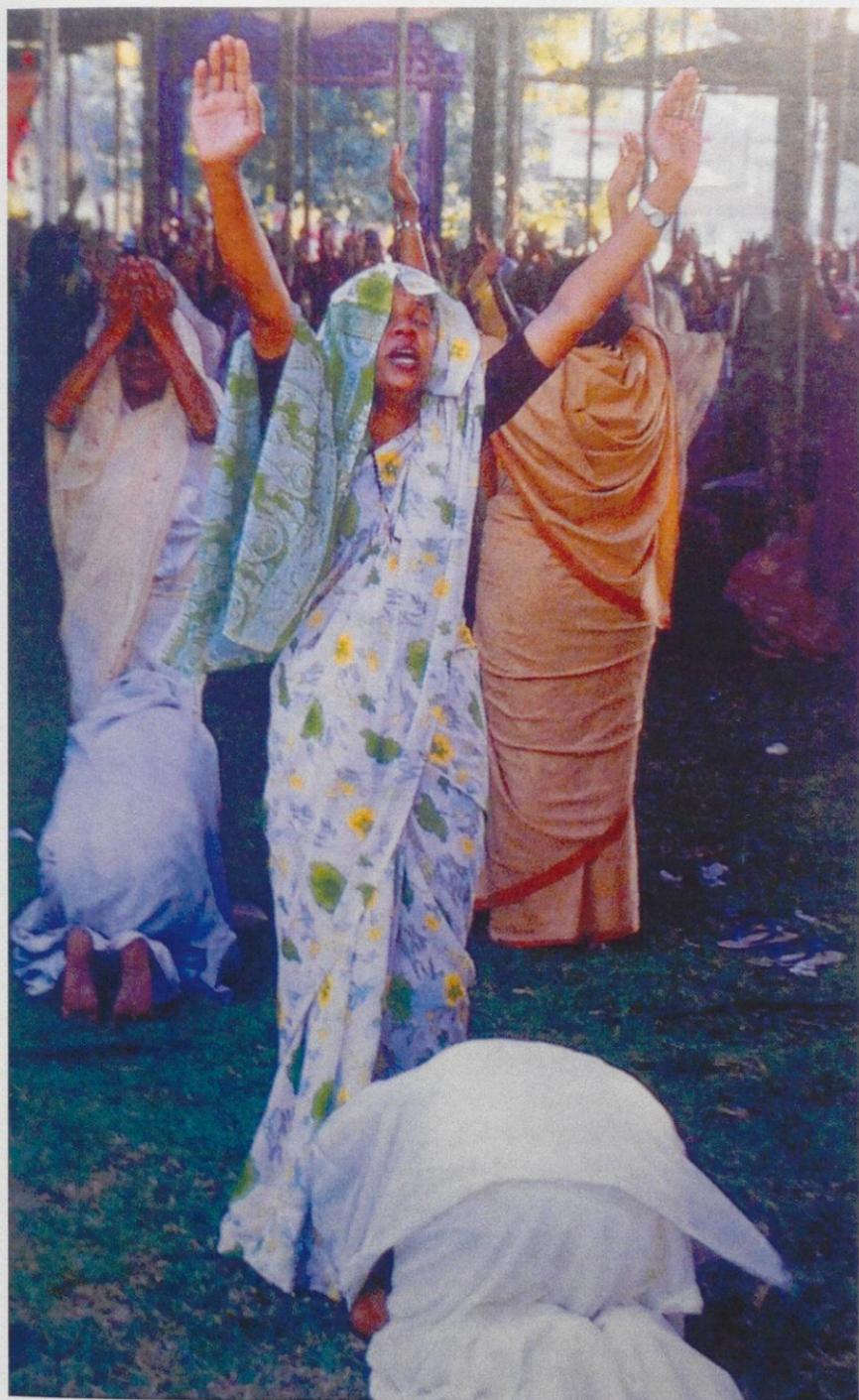
Als Ordensmitglied, dem im Kloster wöchentlich die Augustinusregel vorgelesen wird, ist mir in dieser Hinsicht ein Wort besonders nachgegangen: »Ehrt in euch gegenseitig Gott, dessen Tempel ihr geworden seid! honorate in vobis invicem Deum, cuius templa facti estis.«³ Augustinus bezieht sich hier auf 2 Kor 6,16: »Ihr nämlich seid Tempel des lebendigen Gottes, wie Gott gesagt hat, dass ›ich einwohnen werde in ihnen‹ [Lev 21,17].« Es geht hier um ein Grundprinzip christlicher Spiritualität, nach dem die zwischenmenschlichen Beziehungen im Einander-Ehren begründet sind. Gottes- und Nächstenliebe gehören hier zusammen und bilden eine Einheit, die nicht oberflächlich additiv als gleichzeitiges Wichtignehmen des einen und des von ihm getrennten anderen missverstanden werden darf. Damit ist Maßgebendes für die liturgische Versammlung angesprochen. Wie Architektur zu gestalten, die Aufstellung von Sitzgelegenheiten u. Ä. im Einzelfall anzuordnen ist, dafür gibt es sicher keine uniforme Lösung. Sollen wir aber wirklich eine Tendenz zur »Horizontalität« in der erneuerten Liturgie beklagen, durch welche die Gemeinde in Gefahr gerät, um sich selbst zu kreisen, anstatt sich auf Gott auszurichten? Ist die liturgische Kreisform wirklich ein Sinnbild für die transzendenzvergessene Selbstbezüglichkeit des modernen Menschen? Wenn man den Horizont nicht geometrisch-abstrakt (in der Unterscheidung von horizontal und vertikal) auffasst, sondern leibhaftig in lebensweltlich-religiöser Erfahrung, so berührt sich im Horizont das Lächeln des Himmels und die menschenbewohnte Erde (bzw. das Meer). Dass wohl jede Gruppenbildung in der Menschheitsgeschichte und nicht nur die modernen Menschen der Gefahr ausgesetzt waren, einem Gruppenegoismus zu verfallen und sich dabei exklusiv gegen andere und Gott zu behaupten, wird hingegen nicht zu bestreiten sein. Doch hat das mit unserem Thema nur wenig zu tun.

Kommen wir zurück auf den Hauptgottesdienst, die Eucharistiefeyer. Da sehen wir, wie sich heute noch nach dem Kommunionempfang alle auf ihre Sitze oder Kniebänke zurückziehen, ihre Mitmenschen und die Communio mit ihnen außer Acht lassen und in wohl inniger Frömmigkeit, aber doch seltsam privatisierend in sich gekehrt verhar-

³ Vgl. ebd., 269–275 das Kapitel: Die grundlegende Spiritualität der Augustinus-Regel.

ren. Dabei wäre gerade dies der große Augenblick, wo wir einander mystisch berühren und in Fülle mit- und füreinander anwesend werden könnten. Darauf hat doch der zuvor vollzogene Friedensgruß vorbereitet. Von einer solchen, ihn erfüllenden Offenheit füreinander in Freude und Dankbarkeit konnte ich bisher in katholischen Messen unserer Breitengrade kaum etwas entdecken.⁴ Ältere Gewohnheiten halten mich oft selber davon ab. Nun habe ich hier nicht die Absicht, die dafür bestehenden Hindernisse zu analysieren. Ich möchte nur auf ein charismatisches Zeugnis aus einer Versammlung von Thomaschristinnen in Cochín, Südindien, hinweisen, weil aus ihm ein tieferes Verständnis für die Wahrnehmung des Göttlichen im Mitmenschen und in einem selber spricht. Wir sehen in den Gebärden auf der Abbildung, wie Gott (das Göttliche Gottes, der Geist Christi) im Mitmenschen verehrt wird und wie die Mitchristin jeweils ekstatisch dafür dankt. Vielleicht erfahren wir uns weit entfernt von einem solchen Ereignis und dem Freisein zu solcher Gebärde. Doch in der Frage Marschkolonne oder Kreis mag sie uns nicht nur zu denken geben, sondern auch unser Herz rühren.

⁴ Auf eine ähnliche Kritik von Elias Canetti hat mich Karl Baier aufmerksam gemacht. Der junge Canetti schreibt im Kapitel über »Katholizismus und Masse« (in: E. CANETTI: Masse, 183f.) über die Messfeier: »Auf mehr als eine Weise wird die Verbindung unter den Gläubigen selber verhindert. Sie predigen nicht zueinander; das Wort des einfachen Gläubigen hat keinerlei Heiligkeit. Was immer er erwartet, was immer den mannigfachen Druck, der auf ihm lastet, lösen soll, kommt von höherer Stelle; was ihm nicht erklärt wird, *versteht er* nicht einmal. Das heilige Wort wird ihm vorgekaut und dosiert verabreicht, es wird, eben als Heiliges vor ihm *geschützt*. [...] Aber selbst die Art, wie die Kommunion verabreicht wird, trennt den Gläubigen von den anderen, die sie mit ihm empfangen, statt sie an Ort und Stelle miteinander zu verbinden. Für sich empfängt der Kommunikant einen kostbaren Schatz. Für sich erwartet er ihn, für sich soll er ihn behüten. Wer die Reihen derer, die sich zur Kommunion anstellen, betrachtet hat, kann nicht umhin zu bemerken, wie sehr jeder einzelne mit sich allein beschäftigt ist. Wer vor und nach ihm kommt, geht ihn noch weniger etwas an als der Mitmensch, mit dem er es im gewöhnlichen Leben zu tun hat, und die Verbindung mit diesem ist schon lose genug. Die Kommunikanten untereinander fühlen sich so wenig als ein Leib wie eine Gruppe von Menschen, die einen Schatz gefunden und soeben unter sich aufgeteilt hat.« Erstveröffentlichung 1960, also noch vor dem Vatikanum II.



LITERATUR

- BAIER, Karl: Feiern im Zeit-Raum der Sammlung. Ein Gestaltungsprinzip des liturgischen Raums in der ersten und zweiten Moderne, in: Liturgisches Jahrbuch 65 (2015) 45–77.
- CANETTI, Elias: Masse und Macht, Frankfurt/M.²⁸2003.
- WUCHERER-HULDENFELD, Augustinus Karl: Ursprüngliche Erfahrung und personales Sein. Ausgewählte philosophische Studien, Bd. 2, Wien, 1997, 159–217.